

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 40.

Posen, den 17. Februar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(38 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Ausschrei riß sie sich los und floh. Nicht fielen die Hiebe auf ihre Schultern, sie lief durch das Haus in den Hof hinaus, immer von ihrem Mann verfolgt, wandte sich um, lief wieder ins Haus zurück, wohin? wohin? Ihre Angst hezte sie die Stiegen hinauf, rascher als ihr der wohlgenährte Knollmeyer nachsehen konnte, sie hörte sein Schnaufen immer einige Stufen unter sich; wenn er sie erreichte, so war es wohl diesmal mit ihr zu Ende. Nun war sie schon unter dem Dach. Eine Tür vor ihr stand halb offen. Die Bodenkammer, in der sich die alte Truhe befand, bot ihr die letzte Zuflucht. Sie stürzte hinein, wollte den Riegel vorstoßen, aber auch ihr Mann war schon heran, und ehe ihre schmale Hand das rostige Eisen bewegen konnte, drückte er mit der Wucht seines Körpers die Tür auf und schob den Fuß in den Sockel.

Da warf sich Sabine über die Truhe und umklammerte sie mit beiden Armen. Nun mußte sie ihr Geliebter schützen, wie er sie auf dem Friedhof vor bösen Geistern behütet hatte, ihr Herz klopfte stürmisch gegen das wurmtischiae Holz, das ihren vergilbten Hochzeitsstaat und den Brautkranz umschloß, der ihr aus dem Grab wiedergegeben worden war.

Knollmeyer war in die Tür getreten und sah, wie sein Weib vor der Truhe auf den Knien lag.

Es schien wirklich, als sei er auf irgendeine geheimnisvolle Weise gebannt, denn er stand eine ganze Weile kumm da, und der Ochsenziemer sank herab.

Aber es war nur, weil er sich besann, daß er Sabine viel ärger treffen konnte, als mit Schlägen, die bloß ihrem Körper galten. Nicht nur die Liebe, auch der Haß ist heillos.

„Ja, jetzt weiß ich,“ sagte er langsam, „auf was für einer Wallfahrt du gewesen bist.“

Sabine gab keine Antwort, sie erwartete jetzt nichts Geringeres, als daß sie durch ein wunderbares Dazwischentreten einer höheren Macht gerettet werden würde. Es mußte sich etwas ganz Unvorhergesehenes ereignen, ein Zeichen würde gegeben werden, das ihren Mann zurückschleuderte und sie erlöste.

„Du bist also bei deinem Liebhaber gewesen,“ fuhr Knollmeyer höhnisch fort, „und hast dich über mich beklagt. Ja, und er hat dich wohl getröstet, der Tote! Aber das darfst du mir glauben, wer tot ist, der ist tot und hat auf dieser Welt nichts mehr zu schaffen. Bei deiner Einbildung bist du gewesen, mit niemand als mit deiner eigenen Einbildung hast du gesprochen.“

Aber das wußte Sabine besser, wie es sich mit den Toten verhielt. Der Mann mochte reden, was er wollte, sie hatte es ja erlebt, daß die Toten an den Lebenden Anteil nahmen und ihnen Zeichen gaben.

„Jetzt meinst du wohl,“ sagte Knollmeyer wieder, „daß ich nicht weiß, was du denkst. Ich bin zu dumm

für deine Geheimnisse, meinst du? Weil dir dein Bräutigam den Kranz zurückgebracht hat.“

Sabine glaubte nicht recht gehört zu haben. Er wußte es. Woher wußte er von diesem verborgensten Eigentum ihrer Seele, das außer ihr und dem längst verstorbenen Pfarrer nur noch Rina bekannt war? Hatte Rina es ausgeplaudert? Aber sie mußte diesen Gedanken, kaum daß sie ihn gefaßt hatte, gleich wieder verwerfen.

„Welcher Teufel hatte mich damals nur geritten,“ hörte sie ihren Mann sagen, „daß ich mir eingebilde hab', ich kann ohne dich nicht leben? Es muß eine Art Verrücktheit gewesen sein, daß ich dich durchaus hab' zur Frau haben wollen. Was für eine Fuchtel hab' ich mir damit aufgebunden, ein weinerliches, unnützes Frauenzimmer, das mich um meine ganze Lebensfreud' gebracht hat! Glaubst du, ich weiß nicht, daß du mich die ganzen Jahre her in Gedanken mit dem Toten betrogen hast? Na — heute sollst du es endlich einmal wissen, daß ich es gewesen bin, der den Brautkranz aus dem Grab geholt und dir zurückgebracht hat, damit ich dich krieg'.“

Sabine hob den Kopf, und der Blick, mit dem sie ihren Mann ansah, war so voll Entsetzen, daß es ihn vor teuflischer Freude ganz heiß überlief.

„Jetzt wirst du nun denken,“ trumpfte er auf, „das hat noch gefehlt, daß er ein Grabschänder ist, aber das ist mir wurst, was du dir denkst. Meine Strafe hab' ich ja schon weg, dadurch, daß du wirklich mein Weib geworden bist.“ Er trat dicht an Sabine heran und ließ seine Worte wie schwere Steine auf sie niederfallen. „Ja, ich bin es gewesen, ah, das tut gut, daß ich dir's endlich sagen kann. Und du sollst auch wissen, daß ich darum gewettet hab', daß ich dich kriegen werde, obwohl du dich dem Toten versprochen hast.“

Er hielt inne, denn er bemerkte, daß er nichts weiter zu sagen brauchte. Der Kopf Sabines war wie unter dem Gewicht seiner Worte immer tiefer gesunken und lag nun zwischen den ausgebreiteten Armen auf dem schwarzen Kreuz, das der Truhe aufgevinselt war. Sie war ohnmächtig geworden und hörte ihren Mann nicht mehr.

Knollmeyer ließ sie liegen und stieg, sehr zufrieden mit seiner Rache, wieder vom Boden hinab.

Die Maad, die vorher vor dem Auftritt geflohen war, schlich scheu an ihn heran: der Herr möge in die Stube gehen, der Herr Postmeister sei drinnen und warte auf ihn.

Der Postmeister saß mitten im Zimmer auf einem Stuhl, den er vom Tisch abgerückt hatte und stand mit einer tiefen Trauermiene auf, als Knollmeyer eintrat. Es war dem Fleisshauer, als werde die Stube von einem Schatten verdunkelt, der sich als dütere Schicht über alle Dinge lege; und es wurde ihm ganz bekommen zumut, als der Postmeister nun wie tröstend seine Hand erfaßte.

„Ich bin selbst gekommen,“ sagte er, „um Ihnen die Nachricht zu bringen, Herr Knollmeyer. Es ist besser, als wenn ich das Telegramm dem Briefträger gegeben hätte. Nehmen Sie mein herzliches Beileid.“

Ein Papier knisterte in Knollmeyers Hand, Buch-

staben tanzten in wirren Ketten, Knollmeyer wischte über die Augen. . . Was denn? Was denn?

Da stand ja, daß Max gefunden worden war, in einem Park, erschossen, die Gründe des Selbstmordes vorläufig unbekannt.

Das war ja wohl ein schlechter Scherz, den sich ein Feind mit ihm gemacht hatte.

Er krachte auf den Stuhl nieder, von dem sich der Postmeister eben erhoben hatte. Das Papier mit den tanzenden Buchstaben drängte sich wieder in seinen Blick. Da stand . . . die Gründe des Selbstmordes vorläufig unbekannt."

„Es ist nicht wahr!“ schrie Knollmeyer wütend und sprang wieder auf die Knie.

Auf einmal fiel ihm ein, daß ja damals, als Max zur Taufe gefahren worden war, vom Pfarrerteichel her ein plötzlicher Sturm geweht hatte. Das bedeutet, daß ein Kind entweder unehelicher Geburt sei, oder daß es einmal als Selbstmörder enden werde.

Es war doch merkwürdig, daß es solche Dinge wirklich gab, daß es sie also wirklich gab.

Alles drehte sich um Knollmeyer, Schattenkreise wirbelten in wahn sinniger Schnelligkeit. Knollmeyer mußte sich an des Postmeisters Schultern halten und ließ sich langsam von ihm zu dem Stuhl zurückführen, auf dem er mitten im Zimmer sitzen blieb, während sich der Postmeister lautlos entfernte.

XXX.

Der Untersuchungsrichter Doktor Bach hatte heute seiner Bekleidung besonders heitere Sorgfalt gewidmet.

Er befand sich in festlicher Stimmung, weil er heute seinen Freund Justus der Freiheit zurückgeben konnte. Gewiß, er hatte alles getan, die Wahrheit ans Licht zu bringen, aber da er selber von vornherein gewußt hatte, wo sie zu suchen sei, so war es ihm nicht allzu schwer geworden. Nein, es war nicht so, daß er etwa seine Pflicht nicht ernst genug genommen und seines Freundes Partei ergriffen hätte; wenn er sein Gewissen erforschte, dann fand er, daß er gründlich zu Werk gegangen sei. Einiges hätte man vielleicht noch erheben können, es fehlte die Aussage der Schwester Anna und die des Landstreichers Bessler, aber die eine war in Italien, und der andere war, Gott mochte wissen, wo auf dem Weg nach Mexiko. Und das ärztliche Zeugnis aus dem Kriegsgefangenenlazarett in Turin, wo man angeblich Justus das Bein abgenommen hatte, war auch nicht aufzutreiben gewesen. Aber was verschlug das alles gegen die Wendung, die dem Untersuchungsrichter durch Rina gegeben worden war, indem sie ihre Anzeige zurückzog und bekannte, daß sie von Knollmeyer zu ihr bewogen worden sei. Dieser Knollmeyer, dessen Rolle in der ganzen Angelegenheit verdächtig war, und dem man vielleicht besser hätte auf den Zahn fühlen müssen.

Schließlich hatte man ja auch seine eigene Meinung. Und da ihn der Staatsanwalt vertraulich gefragt hatte, was man davon halte, so hatte er ruhig seine eigene Ueberzeugung gestehen dürfen, den alten Freund vor sich zu haben. Es war nichts als eine Verschwörung des Neides und der Mißgunst, verbunden mit nicht ganz aufgehellter weiblicher Hysterie, durch die er in den Verdacht des Betruges gekommen war. Ausgeglichenen Gemütes begab sich Doktor Bach an diesem frostigen Oktobermorgen in die Kronfestung und ließ sich kaum daß er den Ueberrock abgelegt hatte, Justus vorführen.

Donner brachte den Häftling mit verschämter Heimlichkeit heran, und man hätte meinen können, es bemühe sich heute sogar der Schlüsselbund, ein melodisches Geläute zuwege zu bringen, als sei er kein Sinnbild kerkermeisterlicher Gewalt, sondern ein liebliches Glöckenspiel.

„Na also,“ sagte Bach, indem er sich die Hände rieb. „heute werden wir wohl endgültig voneinander Abschied nehmen müssen. Es wird uns wohl nicht wieder etwas dazwischen kommen. Der Staatsanwalt hat die Untersuchung eingestellt.“

Justus Salzenbrod war in den Wochen seiner Haft ein wenig schmal und blaß geworden. An seinen Schläfen schimmerte silbernes Grau, seine Augen waren nicht mehr so frisch, wie am Tage seiner Einlieferung, und um den Mund hatte sich ein herber Zug eingenistet. Jetzt, da Doktor Bach den Freund mit dem Erinnerungsbild verglich, das er von ihm hatte, war er beinahe gerührt von allen diesen Zeichen einer Einbuße an Kraft.

„Hoffentlich denkst du an uns nicht allzu grimmig zurück. Ja, es ist kein Lustort bei uns, auch für einen Gefangenen nicht, der so verwöhnt worden ist, wie du.“

„Ich weiß ja,“ sagte Justus, „was ich dem glücklichen Zufall zu verdanken habe, der mich gerade zu dir gebracht hat.“

Die Thür öffnete sich wieder, und Donner, der sich vorher entfernt hatte, kam schmunzelnd herein. „Es ist jemand da,“ meldete er auferäumt, der den Herrn Salzenbrod zu sprechen wünscht.“

Bach brauchte seinen Kerkermeister nur anzusehen, um zu wissen, wer nach Justus verlangte. Es war wirklich Rina, die Donner auf des Richters gewährendes Kopfnicken hereinließ.

Sie kam Bach hübscher vor als je, da er sie nun in ihrer freudigen Erregung vor sich sah, einen großen Strauß bunter Herbstastern im Arm, in dem sie manchmal ihr vor Verlegenheit errötendes Gesicht versteckte, als suchte sie in den Blüten einen Duft, den sie nicht hatten.

Da sie offenbar nicht wußte, was sie sagen sollte und auch Justus sie nur mit zudendem Mund stumm anblickte, versuchte Bach, ihr mit einigen Scherzen über die peinliche Lage hinwegzuhelfen. Ja, nun könnten sie eigentlich ihre Ehe von vorne beginnen, und nun würde sie wohl nichts als eitel Sonnenschein und liebevolle Eintracht sein. Sie könnten nun gleich eine zweite Hochzeitsreise antreten, aber nicht von ihrem Heim fort, sondern zu ihm hin, das sei gewiß noch schöner als alles Herumfahren in der Welt.

Während Bach so sprach, bewunderte er insgeheim, welch wunderbare Augen diese Frau hatte und wie berechtigt die Bitte um Verzeihung war die aus ihnen sprach. Ach, und was alles an Verheißungen von künftigem Glück in diesem Blick zu lesen war, man hätte fast neidisch darauf werden können. Wenn man von einer Frau so angesehen wurde, verlohnte es sich für einen Mann schon, vorher eine kleine Tücke und einen seltsamen Verrat von ihr erlebt zu haben.

Simon Bach hielt sich für einen großen Frauenkenner, dessen Erfahrungen reich genug waren, um sich in diesen absonderlichen Geschöpfen zurechtzufinden. Der Fall Rina war ihm aber dennoch ein wenig rätselhaft geblieben. Wenn es etwas gab, was Bach nicht völlig geklärt erschien, so war es die Haltung dieser Frau. Er hatte sich lange genug darüber den Kopf zerbrochen, was Rina wohl zu ihrer Anzeige bewogen haben mochte, mit dem üblen Einfluß ihres Schwagers waren die Gründe nicht völlig erschöpft, und weder von Justus noch von Rina war Näheres herauszubringen. Bach hatte das Herumraten nun aufgegeben, er beanugte sich damit, in dem eben modern gewordenen Schlaawort der Hysterie einen wenigstens halbwegs passenden Schlüssel gefunden zu haben, die Hauptsache war ja, daß Rina nun wieder Vernunft angenommen hatte.

„Aber ich lasse euch nun nicht mehr aus den Augen,“ sagte er. „zu Weihnachten will ich wieder einmal die Heimat besuchen, und da komme ich auch zu euch, um mich von Amts wegen zu überzeugen, ob ihr euch miteinander verträgt.“

„Rina!“ saate Justus plötzlich, indem er seiner Frau die Hand entgegentreckte; es lag ein Zittern geklatterter Kraft in diesem einen Wort, werbende Zärtlichkeit, verzeihende Liebe, eine Kisse von Gemütsbewegungen, sehr merklich in diesem Augenblick, der zwei Menschen einander wieder zurückgab.

Rudolf Kögel.

Zu seinem 100. Geburtstag am 18. Februar.

Als der alte Kaiser Wilhelm im Jahre 1863 seinen neu ernannten Berliner Hofprediger fragte, wo er geboren sei und als Antwort erhielt: „In Birnbaum in der Provinz Posen,“ antwortete er mit gutmütigem Spott: „Auch 'ne schöne Gegend.“ Aber Kögel ließ auf seine Heimat nichts kommen und erwiderte: „Majestät, der alte Minister von Stein hat dort sein Gut gehabt, und der alte Blücher hat an ihn geschrieben, ob er ihm nicht auch ein Gut bei Birnbaum kaufen könnte.“ Der Mann, der der gefeiertste Prediger seiner Zeit war, hat das schlichte Pfarrhaus in der Lindenstadt nie vergessen und wohl gewußt, daß in der Heimat die Wurzeln seiner Kraft lagen. So widmete er seine schlichten Gedichte nicht nur dem Vaterhaus und der Mutter, sondern auch dem alten Kantor, der ihm den ersten Religionsunterricht gab und ihm die Heiligkeit des Gotteshauses nahebrachte. „Mich treiben um des Lebens bunte Lese, doch durst' ich je mit Schwert und Kelle bauen, du bauest mit. Darum mein Leben lang hab', alter Kantor, hab' auf ewig Dank.“

Am 18. Februar 1829 ist Rudolf Kögel als Sohn des zweiten Birnbaumer Geistlichen, der in der Landgemeinde Lindenstadt wohnte, geboren. Am Tage nach seiner Geburt erschien Frau von Kappard aus Pinne, die gemeinsam mit ihrem Mann für das religiöse Leben der ganzen Gegend viel bedeutet hat, im Pfarrhause und segnete den Neugeborenen. Zwar wurde er als Gymnasiast in den Französischen Stiftungen in Halle erzogen, aber seine Kandidatenpredigt hielt er doch wieder in der Heimat auf einem der bekannten Binner Missionsfeste. Für sein erstes Pfarramt wurden ihm zwei Vorschläge gemacht. Entweder sollte er als Hilfsprediger des erkrankten Gesandtschaftsgeistlichen nach Rom, oder er sollte als Pfarrverweser die religiös und sittlich arg verwaarloste Gemeinde in Kattel übernehmen. Es hat den jungen Pfarrer gewiß keinen leichten Kampf gekostet, aber er entschloß sich doch für die Pflicht in der Heimat, für Kattel. Sein früherer Universitätslehrer, der bekannte Studentenpfarrer Thoma, scherzt darüber in einem Gedicht:

Das ist das Los des Schönen auf der Erden!
In Jugendbrust welch Wogen und welch Glühen,
Es schweif der Geist in ungemess'ne Weiten,
Es tönt der Mund hochfliegende Orakel,
Und dann das Ende aller Herrlichkeiten
Ein frommer Pastor ist's in Kattel.

Das ist das Los des Schönen auf der Erde!
Erst schwelgen wir in Tönen, Farben, Blüten,
In Spaniens und Italiens schönen Landen,
Das Ohr genährt an Glöse und Kanzone,
Zulezt herabgesetzt in Spott und Schanden
Zum reinen Wasserpolnisch in Groß Krone.

Aber Kögel fühlte sich durchaus nicht in Spott und Schanden oder in der Verbannung. Er hatte ein reiches Arbeitsfeld in der Gemeinde, in der besonders Trunksucht und Spiel herrschten. Kögels Schemannarbeit in seinen erschütternden Buhpredigten und vertiefenden Bibel- und Missionsstunden ist es mit zu verdanken, daß wenige Jahrzehnte später Kattel der Ausgangspunkt für eine reiche und geeignete Erweckungsbewegung werden konnte.

Nur drei Jahre hat er allerdings in Kattel wirken können, dann wurde er nach dem Haag als Prediger der neuereingerichteten deutschen Gemeinde berufen. Auch dort blieb er nur sechs Jahre. Seine große Predigtgabe verschaffte ihm bald den Ruf als Hof- und Domprediger nach Berlin. 1873 wurde er zum Schloßpfarrer ernannt, 1879 Generalsuperintendent der Kurmark, 1890 Oberhofprediger, 1884 Mitglied des Staatsrates. Der kaiserlichen Familie stand er als Seelsorger sehr nahe und war auch am Sterbebette des greisen Kaisers zugegen. Aber dieser glänzenden Laufbahn folgte ein dunkler und qualvoller Lebensabend. Den 62jährigen befiel eine fortschreitende Lähmung, die ihn in den letzten Jahren ganz an den Stuhl fesselte. In dieser langen Leidenszeit hat sich sein Christentum erst so recht bewährt. Seine Frau, die Pflegerin in seiner Hilfslosigkeit, schreibt darüber: Sein beredter Mund verstummte, und doch hielt er eine Predigt, die größer, eindrucksvoller war als die glänzendste im Dom.“ Am 2. Juli 1898 wurde er von seinem Leiden erlöst.

Kögel's Predigtstätigkeit am Berliner Dom ist noch ebenso unvergänglich, wie seine zahlreichen Gedichte, von denen einige auch vertont worden sind. So dichtete er am Grabe seiner Mutter das kleine Lied: „Zionsstille soll sich breiten um mein Sorgen, meine Pein.“ Mit seiner Mutter ist er stets besonders innig verbunden gewesen. Ihre letzte Mahnung an ihn war: „Rudolf verbunden gewesen. Ihre letzte Mahnung an ihn war: „Rudolf verbunden gewesen. Ihre letzte Mahnung an ihn war: „Rudolf verbunden gewesen. Ihre letzte Mahnung an ihn war: „Rudolf verbunden gewesen.“ Und dieses Wort konnte der gefeierte Prediger und Freund des Kaisers wohl brauchen. Am Beginn seiner Leidenszeit sang er das ergreifende Lied:

In den blauenden Morgen hinein,
In des Mittags blendenden Schein,
In die traumvoll sündende Nacht,
Streck ich die Hand, bis alles vollbracht:
Mache mich selig, o Jesu!

Den letzten Vers seines Heimatliedes hat die rumänische

Königin Carmen Sylva auf den Friedhof der Heimatlosen, auf der Insel Solt, lesen lassen:

Wir sind ein Volk vom Strom der Zeit,
Gespült ans Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lese,
Es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose.

Aber für unsere engere Heimatgeschichte ist Rudolf Kögel nicht nur der gefeierte Hofprediger und der Dichter so inniger Lieder. Für uns bleibt er auch der Sohn seiner Heimatstadt Birnbaum und der Katteler Pfarrer, dem die Gemeinde so unendlich viel zu danken hat. Seine Heimattreue und Heimatliebe soll auch uns ein Vorbild sein.

Vom Apostolat der Presse.

So lautet der Titel eines soeben erschienenen zusammenfassenden Berichtes über die vielbeachtete ernste Internationale Christliche Pressekonferenz, die im vergangenen Jahre auf dem Boden der „Pressa“ in Köln stattfand und über die wir seinerzeit auch berichteten. Das 64 Seiten starke Heft enthält die Hauptreferate der Tagung, unter denen besonders der Vortrag „Das Apostolat der Presse“ zu erwähnen ist, den Erzbischof Soederblom aus Upsala hielt. Er verglich die Presse mit einem Spiegel, der Geschmack und Wünsche der Leser widerspiegelt, aber auch mit einem Licht, das in den Leserkreis Bildung, guten Willen und Ideale hineinragen soll.

Ein zweiter besonders beachtenswerter Vortrag ist der von Professor D. Hinderer, dem Vorsitzenden der Internationalen christlichen Pressekommission, der sich vor allem mit dem ökonomischen Gedanken beschäftigte. Unter den zu diesem Vortrag gehaltenen und nun ebenfalls gedruckt vorliegenden Diskussionsreden befindet sich ein kurzes Referat von Superintendent Rhode aus Posen, das die Aufgaben der christlichen Presse in Ost-Europa behandelt. So verstärkt die Druckschrift den Eindruck der Tagung, die zum stiftlichen Führungsamt der Tagespresse aufrief.

Das Vermögen des englischen Königs.

Die langwierige Krankheit König Georg V. von England hat dem Staat viel Geld gekostet. In diesem Zusammenhange hat sich die Öffentlichkeit mit der Frage beschäftigt, wie groß das Vermögen des englischen Herrschers wäre. Es stellt sich heraus, daß die Privatliste Georg V. mit 470 000 Pfund Sterling bemessen wird. Von dieser Summe entfallen 110 000 Pfund Sterling Bargeld, die zur Verfügung des Königs stehen und von ihm zu persönlichen Ausgaben benutzt werden. Hinzu kommen noch die Einnahmen von den Gütern und Besitztümern, die dem König gehören. Aber hier sind die Ausgaben weit größer, da der Herrscher gezwungen ist, für seine zahlreichen Schlösser und Parklände eine große Dienerschaft zu halten und sie gebührend zu entlohnen. Im Vergleich zu anderen europäischen Monarchen ist der Etat Georg V. nicht allzu hoch bemessen. Der Zar, der Sultan hatten Hunderte von Millionen zur Verfügung, die sie ohne jegliche Kontrolle verbrauchen konnten.

Das Fest der Butter.

Die Tibeter sind große Butterliebhaber. Butter ist bei ihnen ein vielgeehrtes Tauschmittel und wandert oft wochen- und monatelang durch die verschiedensten Hände, bis sie endlich nach tibetanischer Landesart als Würze zum Tee genossen wird — je ranziger, um so besser. Ueber die dicken und schmutzigen Teebrühen, die von der Bevölkerung Tibets mit Vorliebe getrunken werden, haben Reisende und Forscher des öfteren berichtet. Ein eigenartiger religiöser Gebrauch, der eng mit der Vorliebe des Volkes für die Butter zusammenhängt, herrscht im tibetischen Kloster Kumbum. Dort wird jedes Jahr im Februar das „Fest der Butter“ gefeiert, zu dem monatelang vorher allenthalben in der Gegend Butter gesammelt und eingeknetet wird. Von geschickten Mönchen werden sodann für das Fest wahre Butterkunstwerke modelliert, so ein meterhohes Buddhahild, eine Nachbildung des berühmten Tempels zu Lhasa und die verschiedensten Butterreliefs, die mit vielen bunten Farben künstlerisch bemalt werden. Diese Butterreliefs werden durch zahlreiche mit Butter gespeiste Lampen beleuchtet. Unübersehbare Pilgerscharen aus allen Gegenden Tibets und der Mongolei strömen zu diesem 15 Tage währenden Feste zusammen, um die Butter-Buddhas mit Opfern und Gebet zu ehren. Am letzten Tage besichtigt der höchste Würdenträger des Klosters die arg zusammengeschmolzenen Heiligenbilder, dann werden diese in eine nahegelegene Schlucht geworfen, wo sie unter den Zähnen von Hunden und Wölfen ein unruhliches Ende finden.

Rekorde, die noch zu schlagen sind . . .

Das vergangene Jahr hat eine Anzahl merkwürdiger „Rekorde“ aufzuweisen, die bislang ihresgleichen suchen. In Paris haben Unparteiische festgestellt, daß ein Rekordtrinker 10 Liter dünnen Wein in 23¼ Sekunden ausgetrunken hat. Die Rekordre liegen in Deutschland. Ein Münchener hat sieben Meter Wurst in 25 Minuten verzehrt, ein Berliner namens Fritz Wöhner vollbrachte die beachtliche Leistung, ein 300 Pfund schweres Schwein in neun Tagen bis auf die Knochen zu verzehren. Italien hält den Weltrekord im Maffaroniessen. Der Champion verzehrte an einem Tage 3,5 Kilometer Spaghettifäden.

Andere Höchstleistungen sind musikalischer Natur. Ein Engländer in Manchester hat den Schlager „Heimweh“ tausendmal hintereinander gespielt, ohne vom Klavier aufzustehen, eine Londoner Jazzkapelle „arbeitete“ 33 Stunden ohne Unterbrechung. In der Schwergewichtsklasse blies ein Italiener acht Stunden und 20 Minuten die große Posaune. Der Tänzer Fernando in Berlin tanzte sechs Tage und sechs Nächte, 1000 Partnerinnen halfen ihm bei diesem Sechs-Tage-Rennen, drei verschiedene Kapellen spielten 1800 verschiedene Tanzstücke.

Ob sie's schaffen?

Die Pariser Modediktatoren haben sich einen ganz raffinierten Feldzugsplan zurechtgelegt. Der Damenwelt soll wieder die Sympathie für den — langen Rock beigebracht werden. Die Modeschöpfer der Seinestadt müßten schlechte Kenner der Verhältnisse sein, wären sie sich über die Vorzugsstellung im unklaren, die die derzeitige Damenmode genießt. Trotz alledem lassen sich die französischen Modeerfinder nicht in ihrer Idee betrennen, daß — wenn auch nur nach und nach — dem langen Rock, unter Zurücksetzung aller neuzeitlichen Einwände, wieder Geltung zu verschaffen sein wird. Ob sie's schaffen, wird abzuwarten bleiben. Vorläufig weiß man über den Feldzugsplan der Pariser Diktatoren nur so viel, daß sie sich von dem neuen Gesellschaftsleid, das auf lange Form zugeschnitten ist, die größten Erwartungen für die Bewirkung ihrer Absichten versprechen. Hat man sich erst einmal mit der langen Form des gesellschaftlichen Abendkleides befreundet, dann sind nach Ansicht der französischen Modegesehgeber die hauptsächlichsten Schwierigkeiten überwunden. Die nächste Zukunft wird also bewiesen müssen, ob sich unsere Damen auch diesmal, trotz aller Vernunftgründe, ohne weiteres dem Befehl des modischen Hauptquartiers unterwerfen.

Am Fernsprecher.

Von Rene Voigt.

Hallo!

Hier is Emma, Bielichens Emma aus dr Kanstischen Gasse. Bißte perseenlich dran, meine Mardel? Ja. Nu da hauts ja in de Aebbel. Also ich wollte dir bloß saachen, dasses eesach großartig war gästern uffn Gostiemfeste in dn Drei Lilichen. Ich habbe mich ammeßiert wie seit mein Hochzeitsdaache nich wieder. Was denkste denne, wie sich, de dike Ahnerten aus dr Gohlgartensstraße angebeebelt hatte! Weeßte, als was die Zweezäntnerganone kam? Nu rate mal.

Wa? — Als Birädde? — Neje. Awer als Schmädderling hibbelte das verrückte Gescheeche im Saale rum. Nu, de Härn habn nadierlich nicht schlächt gejezt iwer de Gazeßtechel hinten an där ihrn breeten Greize dran. Mei Guffeng Ardur, därbe egal die fauln Witze macht, meente: „Wißtr, Ginder, wenn sich där Schmädderling uff äne Babbel säzen däte, da gnickt das arme Beimichen glatt um.“ Recht hatr, dr Ardur.

Awer weeßte, wär wärtlich indressand ausgefähr hat? Dr Inschbetter Wumbel von dr Creditanstalt in a Dorrerogostiem. Ich saache dir, Mardel, dän hätteste fier an ächten Vollblut-schbancher halten genn, wenn där so siechesbewußt dorchn Saal gelaatscht kam. Ich meente ooch glei zu mein Alten: „Ja, siße, Gustav, dr Härn Inschbetter, där macht äwas von sich! Dadrgeehen wärtst du in dein dämlichen Säbbelgostiem wie äne austrangschierde Schießbudenfigur.“

Wa? — Obr mir das iebelgenomm hat, mei Gustav? — Ae geene Bohne, där gennt doch seine Emma und weesses, daß die gärne ä häbbche ironisch wärd, wennse in Sättimmunt drinne is. Un dann noch äwas, Mardel, awer das muß 'ch dr berseentlich erzähln, das is mer dorchs Deleson zu gemeene. Da hat nämlich eener, mit däm 'ch gedanzt habbe, äne forchbar anziehliche Bemärkung iiber mei Degolleriertes gemacht. Ich saache dir, ich habbe gebriilt vor Lachen dadrieber. S is doch diräkt ä Schgandal, was mr sich manchmal als anständiche Frau gefalln lassen muß, nich?

Also de gommst heite ahnd geechen siemne ämal bei mich nufft, da listre ich dirsch ins Ohr nein, was där fräche Gadette gesaacht hat, nich wahr?

Abjeß, mein Mardel, uff Wiederbeguden. Un grietze ooch bei liewes Männichen rächt scheen von mir.

Aus unserem Karitätenkasten.

556.

In Europa gibt es mehr als 200 eßbare Pilzarten; 50 davon sind gute, 50 mittelgute, 100 minderwerte Speisepilze. Eigentlich giftig sind nur 7 Arten.

557.

Die Seidenindustrie in Italien ist ca. 700 Jahre alt. Sie blüht dort, weil dort der Maulbeerbaum wächst und weil die Seidenraupe ohne das Maulbeerblatt nicht leben kann. Vor dem Kriege betrug die jährliche Produktion an Seidenraupenpuppen 60 Millionen Kilogramm. Heute beträgt sie schon mehr als das, obwohl die Kunstseide der Naturseide starke Konkurrenz macht.

558.

Die Lokomotive ist von dem Engländer Georg Stephenson 1825 erfunden. Am 27. September 1825 auf der Strecke zwischen Stockton und Darlington wurde die erste Eisenbahn eröffnet und dem Verkehr übergeben. Bei der Eröffnung der ersten Bahnlinie wurde (vom dortigen zuständigen Ministerium) die Besingung gestellt, daß ein Mann zu Fuß mit einer Glocke einherschreiten müsse, um Unglück zu verhüten.

559.

Der Influenzabazillus, der von Pfeiffer im Jahre 1892 entdeckt wurde, ist der kleinste überhaupt bekannte Krankheitserreger.

560.

In der Universitätsklinik der Stadt Göttingen befindet sich eine Bibel, die den Namen „Karrerbibel“ führt. Dieser Name rührt daher, daß die Frau des Druckers bei der Drucklegung den Satz aus dem ersten Buch Moses: „Er soll dein Herr sein“ in „Er soll dein Karr sein“ veränderte. Der Irrtum wurde erst nach der Drucklegung bemerkt, und fast sämtliche Drucke wurden verbrannt. Eines der wenigen vorhandenen Exemplare befindet sich aber — wie schon bemerkt — in der oben genannten Universitätsbibliothek.

561.

Es gibt 60 Sorten Bananen und über 400 Sorten Kirichen.

562.

In Japan sind große Kirschbaumplantagen nur der Blüte wegen angelegt.

563.

Nachse, Hechte und Goldfische sind noch nie beobachtet worden, während sie schliefen. Man nimmt an, daß sie nicht schlafen.

564.

Eine Brieftaube erreichte einen Ozeandampfer auf hoher See, 4000 Kilometer vom Land entfernt.

565.

Der älteste bekannte Haushund war der sogenannte Torffspitz.

566.

Lubertelbazillen können, ohne abzusterven, eine Kälte von 250 Grad aushalten.

567.

Im Jahre 1463 war es in Dänemark so kalt, daß selbst die Wölfe auswanderten.

568.

Neue Untersuchungen haben den Beweis erbracht, daß auch Bienen Farben unterscheiden können, daß sie aber wie alle Insekten rotblind sind, d. h. Rot mit Schwarz verwechseln, während sie Gelb und Blau gut wahrnehmen. Auch dem Gartenäun einiger Tagfalter ist man neuerdings insofern auf die Spur gekommen, als man beobachtet hat, daß die Vorliebe für gewisse Farben bei den einzelnen Schmetterlingen ganz verschieden ist, da der Kohlweißling beispielsweise am liebsten auf purpurfarbene Blüten fliegt, der Zitronenfalter auf purpurfarbene und blaue, und das Pfauenauge wieder gelbe und blaue Blumen bevorzugt.

569.

Von links gesehen, wirken die meisten Frauengesichter hübscher.

570.

Ein Klavierspieler muß mitunter in der Minute über zweitausend Fingerbewegungen machen.

571.

Die 77jährige Filmschauspielerin Julie Herley hat vor fünfzehn Jahren mit Filmen angefangen und spielt seitdem nichts anderes als Großmutterrollen.

Fröhliche Ecke.

Zu fürchten. Der große Philosoph Kant war einst als Gast zu einer Hochzeit geladen, bei welcher der Bräutigam 60, die junge Braut 23 Jahre zählte. Bei der Hochzeitstafel neigte sich eine neben dem berühmten Philosophen sitzende Dame zu diesem und fragte leise: „Was meinen Sie, Herr Professor? — Sollten wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu erhoffen sein?“ — Kant schwieg einen Augenblick, dann entgegnete er ernsthaft: „Zu hoffen nicht, aber zu fürchten.“ A. Asten.

Marmor. Lehmanns schieben durch den Louvre.

Vor der ersten Statue bleiben sie stehen.

Sperren Mund und Nase auf.

„Gute mal“ lobt Lehmann, „Marmor.“

„Quatsch! Sieh doch dar“ete! Da steht es. Das ist nicht Marmor, sondern Hektor.“